Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 17 (1927)

Heft: 24

Artikel: Die Brüder der Flamme [Fortsetzung]

Autor: Fankhauser, Alfred

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-640576

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 24
XVII. Jahrgang
1927

Bern
11. Juni
1927

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Bracher, Muristraße Nr. 3 (Telephon Christoph 31 42); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 33 79)

Zwei Gedichte von Werner Zimmermann.

Begegnung.

Was schaust du mich so seltsam an,
du, mit dem Himmelsangesicht,
da wir uns fremd und einsam nahn,
und gehst vorbei – und kennst mich nicht?

Und dennoch hab ich einmal auch
von deinem Haar den Duft gespürt,
hat deines roten Mundes Hauch
den meinen sanft im Kuß berührt.

Nun ist dein Blick so kalt wie Eis,
erloschen deiner Liebe Licht,
du bist so blaß, du zitterst leis
und gehst vorbei – und kennst mich nicht.

Einmal . . .

Einmal möcht' ich wieder
unter Sternen gehn
und in deine tiefen,
samtnen Augen sehn.

Einmal möcht' ich wieder
— spät im Abendrot —
durch die Wellen fahren
mit dem schlanken Boot.

Möchte vor dir knieen,
ohne Wunsch und Trieb,
heiße Hände falten,
schweigend flehn: Vergib!

Einmal werden alle
Wünsche still verwehn,
und ich werde – ganz allein –
unter Sternen gehn . . .

Die Brüder der Flamme.

Roman von Alfred Fankhauser.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 24

Vom Hinterhaus her schrie eine Stimme: „Ich hab' ihn gesehn! In den Heuwalmen schloff er!" Vor der Tenne drängten sich die Suchenden. „Sensen her, Sensen!" Kampftrunkene Stimmen brüllten: „Ja, Sensen! Wir wollen ihn unter dem Heuwalmen hervorkitzeln!"

„Marianne!" warnte Samuel.

„Laß sie! Sollen ihn nur kitzeln!"

Ein halbes Dutzend Knechte riß von der Sensenhenke eine Anzahl rostiger Sensen, riß die Schneideisen von den Wörben und stürzte sich auf den Heuwalmen, stocherte aufgeregt drin herum und wurde immer kühner. Glanzmann tat einen unterdrückten Schrei. Es war, als komme der Schrei aus der Tenne.

„Habt ihr gehört?" schrie in hellem Entsetzen einer der Knechte und warf die Sense weg. „Der ist kaputt!" Das Entsetzen ergriff einen zweiten der Knechte, auch seine Sense fiel hin, und man sah seine Beine in der Dunkelheit verschwinden. Die mörderliche Angst griff um sich wie Feuer, die Sensen flogen eine nach der andern in den Winkel, und unter den Zuschauern verbreitete sich die grauenvolle Gewißheit: „Sie haben ihn umgebracht!"

Niemand getraute sich nach der Tenne, die Laternenträger selbst standen grau und schlotternd auf der Tennenbrücke und beleuchteten die eigene Angst. Marianne stand kalt, aber blaß unter den Frommen und Unfrommen und wußte sowenig Rat wie sie.

Glanzmann brach den Bann. „Vielleicht kann man ihm noch helfen!" Er riß mit den Armen den Heuwalmen auseinander, hob Schub auf Schub und fand nichts.

„Er ist nicht hier, Gott sei Dank!"

„Was, Gott sei Dank? Schad' wär's nicht gewesen!" schimpfte einer der Knechte, die den Mut sofort wieder fanden. Und ein anderer fluchte: „Zum Donner! Dieweil wir vor dem Heuwalmen standen, fand er Gelegenheit, sich zu verkriechen. Sucht weiter!"

Ein neues Kesseltreiben begann, niemand achtete der späten Stunde, auf der Heubühne, in erbrochenen Gaden, im Stall, in der schönen Hinterstube der Müllersleute wurde gesucht, alles untereinander geworfen, geschrien. Denn dieser Müller, der da im Hemd vor den Eindringenden gestanden, würde sich hüten, den Richter anzurufen!

Inmitten der rasenden Verfolgung aber verbreitete sich eine Gewißheit seltsamer Art!

Die Gläubigen, die schlotternd vor der Tenne stehenblieben und sich allgemach sammelten, flüsterten untereinander: „Er ist entrückt worden. Sie werden ihn nicht finden!"

Marianne aber, die starr und stumm dagestanden, sah Glanzmann an. „Es sollte nicht sein. Kommst du mit heim?" Er senkte den Kopf und schritt voran. Oben im Obermoos schauten beide zurück. Von der Mühle her kamen zwei schwarze Züge getrennt dorfwärts.

„Sie haben ihn nicht gefunden", sagte Marianne.

25.

Wie ein aufgescheuchter Nebel, der nirgends Halt hat und von treibenden Winden hin und her geworfen wird, schlich Samuel Glanzmann seit jener Nacht umher, grau, scheu, verschlossen, ratlos. Als die getreuen Brüder und Schwestern wie gewöhnlich an Sonntagen kamen, um von ihm Rat zu holen, wies er sie ab.

„Sucht nicht bei mir Rat, ich bin nicht der Mensch, der andern raten dürfte."

Und der Wagner samt Sigrists Jungen, der Kachelträger und die beiden armseligen Weiber zogen enttäuscht ab. Manchmal sah man sie auf den Dorfgassen beisammenstehen und die Köpfe schütteln. Ja, was war mit Glanzmann?

Ueberall sagte man sich's, daß es auf dem Obermoos abermals geändert habe, der Bauer sei von der Scheune ins Haus übergesiedelt und esse wieder am Tische, und schlafe wohl wieder in der Schlafkammer wie früher. Aber richtig, richtig sei es deshalb noch immer nicht.

Daß es nicht richtig sei, schlossen die Rötiwiler aus mancherlei Anzeichen. Sah man den Obermooser nicht oftmals mitten am hellen Tage oben auf dem höchsten Hügel stehen und in die Schneeweite hinausstarren, den schwarzen Mann mitten in der weißen Weite! Und kam es nicht vor, daß er am frühen Morgen, kaum nach Fütterzeit, den schmalen Weg nach der Flußwildnis hinunterstieg, offenbar, um den Tannzapfenbrenner aufzusuchen?

Eines Tages aber erschien er im Pfarrhause, trat unangemeldet ein, stieg die Treppe zum Studierzimmer empor und störte Herrn von Muralt in der Andacht. Und er hielt sich auch nur einen kleinen Moment auf und sagte etwas höchst Sonderbares:

„Hier sind hundert Taler! Herr Pfarrer, erweist mir die Güte und sucht der Saarbach-Hanna einen Platz in der Stadt, damit sie in Ruhe ihr Kind bekommen kann!"

Und ehe der Pfarrer sich verwundern oder um nähere Auskunft fragen konnte, war der Obermooser weg und verschwunden wie ein Schatten, und nur die hundert Taler im zwilchenen Säcklein bewiesen, daß er kein Schatten gewesen.

Die Spenglersfrau kam einmal zu Glanzmann in die Scheune, fand ihn beim Melken und versuchte ihn zu sprechen. „Glanzmann", sagte sie, „was soll ich beginnen?"

„Geh zum Pfarrer, er weiß Bescheid!"

„Warum willst du mich verlassen?"

Er schwieg, molk fertig, stand auf und trat zu ihr, und seine Augen schauten sie schmerzlich an: „Ich will dich doch nicht verlassen!"

„Warum gehen wir denn nicht fort?"

„Ich kann ihr's nicht zuleid tun, sie hat ihren Fehler gutgemacht!"

Hanna erschrak, wurde blaß, suchte sein Gesicht zu enträtseln. „Aber eine von uns mußt du doch lassen! Mich oder sie!"

Als Glanzmann seine Vertraute so verzweifelt vor sich stehen sah, wurden seine Augen groß und starr, und die Hände verloren sich in unendlicher Ratlosigkeit. Dumpf, wie zu sich selber, oder zu seinem unsichtbaren Gotte, sprach er ins Leere hinein: „Ich glaubte, daß du mir gegeben wurdest, Hanna — soll ich nicht glauben, daß mir auch Marianne anvertraut ward?"

„Du sagtest, daß du mich nicht verlassen willst, wie soll ich das verstehen?"

„Nicht anders, als es gesagt ist!"

Und plötzlich, wie ein Flüchtiger, der einen Ausgang erspäht, sprach Glanzmann von ganz anderm: „Wir dürfen nicht an diesen Dingen hängen bleiben. Gott schickt uns auch die schwachen Stunden und verstrickt uns in Irrtum, aber er will, daß wir an sein Werk gebunden werden!" Irr suchten seine Augen, als ob sie Gottes Werk im Grau des Stalles zu erspähen hofften.

Verzweifelt ging Hanna hinaus, er aber glich einem Schatten eher als einem Menschen und irrte ruhelos umher, versuchte dies und das, stieg wieder in die Flußeinöde zum Tannzapfenbrenner, sprach für Minuten beim Pfarrer vor, ohne aushalten zu können, klopfte im Saarbachhaus an, versuchte zu erklären, brachte meist kein Wort hervor, küßte die bleich gewordene Vertraute mit aller Zärtlichkeit und entfloh unmittelbar nachher. Wer ihn sah, der fühlte Mitleid mit seiner gehetzten Seele.

Marianne aber, die seine Unrast wohl fühlte, versuchte ihn zu trösten; sie war nie mehr heftig, sie nahte ihm mit einer sonderbaren Ehrfurcht.

„Glanzmann", sagte sie, „die Rötiwiler können die Mäuler nicht halten über dich und die Saarbach-Hanne! Du solltest ein wenig vorsichtiger sein! Sie soll doch zu uns kommen, hier könnt ihr zusammen reden, so viel ihr wollt!" —

Er sah starr vor sich hin und zitterte; es war, als ob lang angesammelter Groll sich entladen möchte, und plötzlich ergriff ihn die Empörung.

„Was stellt ihr mir nach und legt mich in Fesseln, ihr Weiber! Hab' ich denn alles an euch verloren? Wißt ihr, was das heißt: Die Heimsuchung? Wißt ihr, was das heißt: Dein Reich komme! Wißt ihr, was das heißt: Zeuge der Wahrheit sein?"

„Was sprichst du von Weibern?" sagte Marianne, „ich bin doch deine Frau, und andere Weiber verlangen nichts von dir!"

„Laß mich, keiner darf wahr sein euch gegenüber! Ihr seid uns feind!"

Er hielt an sich und schwieg, verschloß die Geheimnisse in sich und ließ Marianne rätseln. Der Pfarrer kam, sprach sie und ihn, sprach sehr vorsichtig mit der Bäuerin und verriet nichts — sprach auch mit Glanzmann, brachte aber kein weiteres Wort heraus als das eine: „Geht zu ihr und helft ihr und dringt nicht in sie mit Fragen!"

Unselig und dunkel vergingen die Wochen, die Monate, schon lichteten sich die Märztage, in den Wäldern klangen die Aexte heller, allmorgendlich sangen die Amseln über den schwindenden Schnee hin, und abends wurden die Horizonte warm und zart und sprachen von tröstlichen Nächten des Erwachens. Glanzmann allein wurde immer trostloser, spähte in die Ferne, antwortete nicht, was man ihn fragte. Und Marianne schlich umher wie das leibhaftige Unglück und begann langsam rückwärts zu sinken in ihren harten Groll. —

Nächtlich aber brauten in den Gründen die Nebel Unheimliches, und wer im anklingenden Föhn aufstand und sich vor sein sicheres Haus begab und horchte, der konnte sonderbare Stimmen vernehmen. Gurgelte der Fluß, der sich bei

Tag vollgesogen mit schmelzenden Wassern? Sauste der Wind in den Hügeltannen, schrien nächtliche Wandervögel, war's in den Lüften ein Spiel der Gespenster?

Da erhob sich ein Ruf in den Dörfern: Der Oberoltiger, der in der Rötiwiler Mühle wunderbar entrückt worden, ruft seine Gläubigen auf zur Tat! Die Herrschaft der Gewaltigen und Tyrannen soll gestürzt werden! Man steckte die Köpfe zusammen: Wie? Was soll geschehen? Die Steuerbücher verbrennen, die Herrschaft der Stadtbürger stürzen? Eine Bauernherrschaft aufrichten? Und der Oberoltiger, der Hurenhund, soll regieren?

Eines Morgens stand der Tannzapfenbrenner Stettler vor dem Obermoos, trat ungesäumt in den Stall und hielt dem melkenden Samuel eine Papierrolle hin. „Da lies! Dein Tag ist gekommen! Nun geh und sprich zu ihnen!"

Karl Gehri: Die Erdbeerschnitte.

Samuel molk hastig die Kuh zu Ende, sprang hervor und nahm den Zettel in Empfang, rieb die Hände an den Hosen rein und begann zu lesen.

„An alle Tyrannen, Regenten und Gewaltigen! An alle Richter des Hohen Gerichtshofes! Ihr seid geladen, am nächsten Dienstag, den 2. April, morgens früh, auf dem Lindenplatz vor dem Münster zu erscheinen vor eurem Richter samt allen Profosen, Schallenwerkern und Schuldenweibeln. Und euer Richter wird euch geben nach euren Werken! Denn die Stunde ist nahe, da euer Regiment gestürzt werden wird, und der Stuhl Babels soll zerbrochen werden.

Und er selbst, der von Gott Gesandte, wird auf die Kanzel der Irrlehrer steigen und Wahrheit lehren, und euer Gebäude soll zusammenstürzen über euren Häuptern, und ihr werdet empfangen den Lohn eures Fluches, der da verheißen ist den Teufeln und Ungläubigen, allen Kindern des Teufels, samt allen Gewaltigen und Tyrannen mitsamt ihren Knechten. Solches sagt zu euch der Gesandte, der da richten wird, nicht nach dem Fleische, sondern nach dem Geiste, und lebendig machen wird, nicht nach dem Fleische, sondern nach dem Geiste, Amen!"

Glanzmann starrte die Schrift an, sagte leise: „Morgen!", zog unwillkürlich sein Wams enger und überlegte: „Ich muß sie warnen, bevor sie in die Stadt ziehen!"

„Niemand weiß, wo sie sich versammeln!" sagte Stettler, „die Regenten schicken Soldaten in die obere Landschaft und sperren die Mieschbrücke gegen Walken, Rötiwil und Niederseewil!"

„Also vor dem Münster, morgen früh!" sagte Samuel und begab sich wieder ans Melken. Stettler harrte eine halbe Stunde wortlos im Stalle aus, unerwartet aber erhob er sich und ging; der Wind erfaßte seinen langen Rock, kaum daß er zur Türe hinaustrat, und wie er die Gasse hinabschritt, glich er einem zerzausten Raben, der gegen den Wind fliegt und Botschaft bringt, irgendwoher. Und sein kluges Vogelgesicht äugte zurück und grüßte Samuel, der im Türrahmen stand und dem Boten nachblickte.

„Die vierte Botschaft", murmelte der Obermooser und ging ans Streuen.

Den ganzen Tag saß er im Stalle, ließ sich kaum bewegen, im Haus zu essen, eilte sofort wieder an die Arbeit und sprach beim Bänderknüpfen beständig vor sich hin, als ob er mit dem Stroh zugleich die Gedanken ineinander flechte.

Die ganze Nacht saß er über der Bibel auf und las die vielen angestrichenen Sprüche noch einmal durch. Gegen Morgen trat er in die Schlafkammer, leuchtete den Kindern in ihre schlafenden Gesichter und strich ihnen leise die Haare glatt. Marianne sah ihn entsetzt an, er aber trat an ihr Bett, küßte sie auf die Stirn und sprach mit unheimlich ruhiger Stimme: „Liebes Weib, man hat mich gerufen, ich habe zu zeugen und kann nicht anders!"

„Was ist los?"

„Noch einmal der Oberoltiger!"

„Willst du dich in den Rummel mischen?"

„Ich will sie vor der Torheit warnen, die Verführten allesamt sollen die Wahrheit hören!"

„Glanzmann", rief sie und richtete sich auf, „Glanzmann, sie werden keinen Unterschied machen und dich mit den andern niederschießen! Glanzmann, geh nicht fort!"

Er schüttelte traurig den Kopf. „Soll dies Volk schuldig werden in der Sünde des Tieres, mitschuldig am großen Raube? Sollen sie streben nach dem fürchterlichen Behagen in Gütern fern von Gott? Die Erde soll ein Gotteshaus werden, keine Geschäftshöhle und keine Mördergrube!"

Marianne verbarg den Kopf im Kissen. „O du Mensch, warum denkst du nicht an dich und an uns!"

„Es steht geschrieben: ‚Wer Weib oder Kind mehr liebt als mich, der ist mein nicht wert!' Du, Marianne,

nimm dich der Spenglersfrau an, wenn sie in Not kommen soll. Versprichst du's mir?"

Johanna Spyri als junge Mutter.

Sie hob das Gesicht, stemmte sich auf die Arme und sah ihn an. „Warum trägst du mir das auf?" Seine Augen verdunkelten sich und sahen sie groß und fragend an: „Weib, kannst du dich selbst vergessen und an andere denken, nicht nur an dich und mich und unsere Kinder?"

„Ich will dir's versprechen", sagte sie, „dir!" Er neigte sich über ihre Hand und küßte sie zart und dankbar. Und wieder hob er die Augen und sah sie an, ihr Gesicht, das starke, gemsenhafte, ihre Schultern, die jung und rund sich wölbten, ihre vollen Brüste und weißen Arme, und die sehnigen Hände, die stark und wehrhaft und dennoch blühend auf der Decke lagen. In seinen Blicken lag unendliches Gefangensein und brennende Liebe.

Marianne erschrak vor diesem letzten großen Blick und wich vor ihm zurück. Er aber senkte die Augen und murmelte: „Salomo liebte viele Frauen, aber sein Herz war voll von Gott! Vergebt unserm Herzen!"

Und rasch ließ er sie los, vermied, sie noch einmal anzuschauen, und zog die Tür der Kammer hinter sich zu. Marianne hörte ihn enteilen, barg den Kopf im Kissen und weinte bitterlich. (Fortsetzung folgt.)

Johanna Spyri.

Zum hundertsten Geburtstag.

Am 12. Juni 1827 schenkte ein gutes Geschick dem Arzt Johann Jakob Heußer und seiner Frau Meta Heußer, geborne Schweizer, der Dichterin schöner geistlicher Lieder, zu Hirzel, an der Scheide der Kantone Zürich und Zug, ein viertes Kind, ein Töchterchen, das in der heiligen Taufe den Namen Johanna erhielt. Johanna Spyri, die große Freundin der Kinder und vieler Erwachsener, wurde aus diesem Doktorkind von Hirzel. Ihre lieben Bücher, die man immer wieder freudig zur Hand nimmt, auch wenn man alt und grau wird, fehlen in keiner einzigen Jugend- und Volksbibliothek. Und jeder Bibliothekar wird es dir versichern, wenn du es noch nicht weißt, daß sie zu den gelesensten gehören. Wer Kindern eine wirkliche große Bücherfreude machen will, greift zu einem Werke von Johanna Spyri und geht nie fehl. Die Dichterin ist und bleibt eine der größten Jugendschriftstellerinnen. Sie war es, die als erste nicht nur für die Kinder schrieb, sondern das Kind selber in den Mittelpunkt einer spannenden Erzählung stellte. Trotzdem ist sie der Forderung von Theodor Storm: „Wer für die Jugend schreibt, der schreibe nicht für die Jugend" so restlos nachgekommen, wie wenige nur, denn dieser Ausspruch bezieht sich nicht auf den Inhalt, sondern auf die Form, die literarische und künstlerische Qualität, die auch in Jugendschriften den höchsten Ansprüchen gerecht werden soll. Und wenn wir heute in dankbarer Verehrung und Bewunderung einen Kranz der Erinnerung auf das Grab der feinen Frau legen, so erfüllen wir eine selbstverständliche Pflicht, der wir uns nicht entziehen wollen und dürfen. Wir bleiben uns dabei bewußt, daß lauter Ruhm, laute Lobrednerei Johanna Spyri verhaßt, daß ihr der Dank des Herzens und leuchtender Kinderaugen viel schätzbarer waren.

Bevor wir in Kürze den Lebenslauf der Dichterin skizzieren, seien die Worte des Dichters J. V. Widmann in Erinnerung gerufen, die er anno 1901 beim Tode von Johanna Spyri im „Bund" schrieb, die so trefflich das Wesen und Können zeichnen: „Johanna Spyri gehört zu den erlesenen schöpferischen Geistern, die dem Herzen teuer bleiben, weil die Gebilde, die sie geschaut haben, herzerfreuender Natur sind und mit eigenem Leben im Volke wandeln. Gestalten wie das kleine Bergmädchen „Heidi" werden noch lange das Entzücken der lesenden Jugend und auch vieler Erwachsener sein, die sich für einfache Poesie den Sinn bewahrt haben. Und wie zart ist der Luftton ihrer erzählenden Naturpoesie! Man denke an ihre allererste Geschichte von den beiden Hirtenkindern im Engadin. Welche sehnsüchtigen und doch von Sentimentalität freien Stimmungen in dieser Kindernovelle walten! Wie eine ferne Musik läuten, der Seele nur hörbar, die Glocken von Peschiera am Gardasee bis hinauf zu den blumigen Wiesen von Sils und Maloja. Die ganze Erzählung ist wie in Himmelsklarheit getaucht. Es war nicht berechnende Kunst, die das erreichte.

Meta Heußer, Mutter von Johanna Spyri.

Es war das echte Talent, das Johanna Spyri von ihrer Mutter, Meta Heußer, der Dichterin schöner geistlicher Lieder, geerbt hatte."